

Notizen zur Predigt vom 4. Februar 2024

Markus 4, 26–29: *Das Gleichnis vom Wachsen der Saat*

26 Und er sprach: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft
27 und schläft und steht auf, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht
wie. 28 Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen
Weizen in der Ähre. 29 Wenn aber die Frucht reif ist, so schickt er alsbald die Sichel hin; denn die
Ernte ist da.

Liebe Gemeinde

Wie schon wieder verhält es sich mit dem Reich Gottes? (...) Ist es ein Reich, das einmal kommen wird, oder ist es *schon da*? (...) Ist das Reich Gottes eine reine Utopie, oder greift es in unsere Gegenwart mitten hinein? (...) Geht es beim Reich Gottes bloß um den «Himmel», oder vielleicht doch auch um die Erde? (...) – So viele offene Fragen zu einem überaus zentralen Thema der Botschaft von Jesus Christus.

Hier im Gottesdienst – hier in der Kirche – sind wir quasi die Experten für die offenstehenden Fragen: Sonntag für Sonntag hören und predigen wir das Evangelium. Wo können wir Antworten erwarten, wenn nicht hier? (...)

Das Reich Gottes wird in unserem Gleichnis als ein sehr spezifisches Interaktionsverhältnis zwischen Mensch und Gott beschrieben. Der Mensch sät, tut seine Arbeit – und Gott schenkt das Wachstum. Sie scheinen wie aufeinander angewiesen zu sein. Jeder tut das Seine zu seiner Zeit und an seinem Ort.

Dem Menschen fällt die Aufgabe zu, das Wachstum zu fördern, zu ermöglichen. Er kann es beeinflussen, gestalten, umgestalten. Der Mensch ist kreativ, aber er ist nicht schöpferisch. Seine Möglichkeiten sind begrenzt. Es gibt im natürlichen Prozess gewisse Dinge, die nicht zu beeinflussen oder zu beherrschen sind.

Dieses Gleichnis mit seiner bildhaften Sprache ist wie ein Gegenentwurf zu unserer Moderne. In unserer Welt heißt es, dass wir sie verfügbar machen müssen. Wir müssen leisten, produzieren, beherrschen, kontrollieren, erobern, manipulieren, verstehen, durchdringen, optimieren.

Die Welt wird, wie wir leicht erkennen können, als ein Aggressionspunkt gesehen (vgl. Hartmut Rosa). Das uns Unverfügbare muss verfügbar gemacht werden.

Verhalten wir uns damit aber nicht so, wie jener chinesische Bauer in einer Geschichte, welcher der Saat beim Wachsen helfen wollte? Er wurde ungeduldig, als er sah, wie langsam seine Pflänzchen wuchsen. Und nachts ist der heimlich aufs Feld geschlichen und hat jedes Pflänzchen ein bisschen in die Höhe gezogen, damit es schneller wachsen könne. Was daraus resultierte, lässt sich leicht ausmalen. Die Geschichte endet so, dass das ganze Dorf sich lustig machte über den Bauern, der der Saat beim Wachsen helfen wollte.

Es stellt sich nun die Frage, ob wir nicht wie jener Bauer einer Utopie nachjagen, die sich so nie erfüllen wird. (...) Tatsächlich ist es so, dass unser Versuch, uns die Welt verfügbar zu machen, sich von einer Verheissung in eine akute Bedrohung verkehrt hat. Begriffe wie Globalisierung, Technisierung, stetiges Wachstum zeigen heute immer mehr ihre Schattenseiten.

Das Verfügbarmachen der Welt führt dazu, dass diese immer kälter, immer grauer, immer bedrohlicher wird. Ein Schaudern ergreift uns, das literarisch schon bei Schiller, aber auch bei Beckett oder Camus seinen unnachahmlichen Ausdruck gefunden hat. Für die Jungen/Jugendlichen kommt dieses Erschauern in dem Popsong: «Ist da jemand?» von Adel Tawil (mit 78 Millionen Aufrufen) zum Ausdruck.

Menschsein bedeutet zu erkennen, dass es da draussen etwas gibt, das nicht ich selbst bin. Wenn unser Bestreben einzig darauf ausgerichtet ist, dieses andere verfügbar und beherrschbar zu machen, dann riskieren wir, uns eine Welt zu erschaffen, die sich uns mehr und mehr entzieht. Die Welt wird stumm. Sie entschwindet. Sie verliert ihre Bedeutung.

Worauf uns das Evangelium hinweisen möchte, ist die Tatsache, dass die Welt da draussen nicht einfach nur einen Aggressionspunkt darstellt, den wir überwinden, beherrschen und verfügbar machen müssen. Unser Weltverhältnis kann auch ein ganz anderes sein.

Die Welt kann erkannt werden in ihrer Besonderheit, in ihrer Andersartigkeit: Kann man das Glück erzwingen? Oder die Liebe, die Gesundheit? Besteht der Reiz eines Fussballspiels nicht gerade darin, dass wir nicht wissen, wie es rauskommen wird? Haben wir nicht alle eine Sehnsucht danach, dass die Welt da draussen uns meint, zu uns spricht, auf uns angewiesen ist? Muss die Welt wirklich in all ihren Belangen entzaubert werden – oder birgt sie nicht vielleicht doch ein Geheimnis?

Anstatt Beherrschung und Optimierung gibt es auch die Möglichkeit der Resonanz, des Dialogs, des Sich-berühren-lassens.

Menschsein heisst in Beziehung sein. Was riskieren wir, wenn der Mensch nur noch in Beziehung steht zu sich selbst und seinem Wahn, alles zu beherrschen?

Das Himmelreich, das wir uns vorgenommen haben, selbst zu bauen steht möglicherweise in krassem Widerspruch zu dem, was wir Reich Gottes nennen.

Etwas spöttisch spricht man von den religiösen Utopien, die doch alle nicht mehr sind als Schall und Rauch. Könnte aber auch sein, dass es gerade umgekehrt ist. Könnte sein, dass die Rede vom Reich Gottes der Realität viel näher ist, als wir dies erwarten würden.

Trifft die Botschaft nicht mitten ins Herz unserer Gesellschaft?

«*Wer Ohren hat zu hören, der höre*», lautet das Thema des Gottesdienstes. Sind wir bereit, hinzuhören und dem Unverfügbaren den Raum zu geben, welcher ihm zusteht? Sind wir bereit, die Stimme Gottes wahrzunehmen, sein Wort zu uns sprechen zu lassen?

Ich stelle hier nur die Fragen. Mögen wir miteinander unterwegs bleiben, um – so Gott will – einer Antwort näher zu kommen. Amen.

Pfarrer Thomas Mory